

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 49 (1969-1970)
Heft: 11: Leistungsgesellschaft

Artikel: Wissenschaft und Wirtschaft in der modernen Gesellschaft
Autor: Druey, Jean
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wortung und Leistung. Der Vorgesetzte hat immer die Mitarbeiter, die er bzw. seine eigene Leistung verdient. Loyalität und Integrität sind beiderseits unabdingbare Voraussetzungen für ein Klima des Vertrauens. Sie ergeben die bessere Leistung als ständig kontrollierende Geschäftigkeit. Sein Fehlen bedeutet Ausweichen vor der Verantwortung. Man kann Fehler oder mangelnde Leistung nicht durch einen technisch noch so ausgeklügelten Computer-Mechanismus ersetzen. Eine Flucht in die Administration führt nur zu Leerlauf und Rückschritt.

Solange sich die jüngere Generation davon Rechenschaft gibt, dass auf die Dauer nur eiserner Fleiss, Gründlichkeit und Wille zum Vorwärtskommen, das heisst *Leistung*, zum Ziele führt, braucht uns um die Zukunft unserer Wirtschaft nicht bange zu sein.

Wissenschaft und Wirtschaft in der modernen Gesellschaft

JEAN DRUEY

Kehrseiten, Fragwürdigkeiten und Exzesse unserer heutigen technisierten und intellektualisierten Welt bilden Gegenstand vieler Vorträge und Schriften. Im folgenden soll versucht werden, einige positive Aspekte der Industriegesellschaft zu beleuchten. Der Mensch, «Prométhée mal enchaîné», um mit dem Titel eines Buches von André Gide zu reden, soll dabei im Mittelpunkt der Betrachtungen bleiben. Auch auf seinem Weg in die Zukunft wird der Mensch nicht über den eigenen Schatten springen können.

Homo sum

Es ist notwendig, Ursprung und Fortgang von Wissenschaft und Wirtschaft zu kennen, um zu prüfen, ob wir aus solchem Wissen heraus zur Bejahung des «Fortschritts» gelangen. Auf die Wertung der inneren Motive kommt es an. Taugen sie, so ist auch dem Fortschritt zu trauen. Die richtige Erkenntnis gewinnen wir nur, wenn wir uns diesseits von Gut und Böse stellen und prüfen, wie wir zum erzielten Wohlstand – schattenwerfenden Wohlstand – gekommen sind.

Wer ein Auge für das Helle hat, wird beispielsweise die enorme Steigerung der Lebenserwartung des Menschen – von 37 auf 71 Jahre innerhalb des letzten Säkulum – als grosse Leistung der Wissenschaft werten, ebenso den Rückgang der jährlichen Todesfälle durch Infektionskrankheiten von 800 auf 15 pro 100000 Menschen innerhalb des gleichen Zeitraumes. Der Pessimist hingegen wird es für völlig unnötig erachten, das Leben in dieser unheilbedrohten Welt gar noch auf das Doppelte zu verlängern.

Wir müssen die Ambivalenz der menschlichen Natur als gegeben hinnehmen, müssen den Menschen auch mit diesem Defekte, seiner Zwiespältigkeit, als Mass aller Dinge akzeptieren. «L'homme n'est ni ange ni bête», und für weltfremde Idealisten gilt der zweite Teil des Pascal-Wortes: «et le malheur veut que qui veut faire l'ange fait la bête». Der Mensch hat nun einmal den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug, und in dieser seiner «Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft», ist das Gute und das Böse austauschbar, ohne auch nur dem Versmass Zwang anzutun. Man soll den Weinberg nicht einiger Trunkenbolde wegen ausreissen. Von den Römern ist das Sprichwort überliefert: «Abusus non tollit usum – Der Missbrauch der Dinge soll uns nicht von deren gutem Gebrauche abhalten.» Kann nicht sogar Missbrauch zum Hebel des Fortschritts werden? Aus dem alten Rom, von Terenz, stammt auch das Wort: «Homo sum: humani nihil a me alienum puto – Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches achte ich mir fremd.»

Als Rahmen für die Probleme von Gegenwart und Zukunft sei nun in wenigen Strichen der geschichtliche Horizont unserer Industriegesellschaft gezeichnet.

Homo faber

Faber ist der Schmied, der Handwerker – der Techniker, würden wir heute sagen. Dieser Menschentyp ist die species gigantea geworden, während der homo sapiens in den letzten 3000 Jahren nicht stark gewachsen ist. Der Drang im Menschen, sich die Natur untertan zu machen und sich grössere Freiheit, Unabhängigkeit zu schaffen, ist im Mythos von Prometheus dargestellt. Warum blieb der Titane, seit Aischylos sein Los schilderte, hundert Menschengenerationen lang in Fesseln?

Das Weltverhältnis der hellenischen Wissenschaft war ein völlig anderes, als wir es heute gewohnt sind. So, wie der ethische Code der Griechen den hemmungslosen Gelderwerb um des Gelderwerbs willen verpönte und Plato zur Erlangung der Glückseligkeit die Preisgabe der menschlichen Geschäfte pries, so kannte die Wissenschaft den Kult des *Nutzens* nicht, der später zur inneren Triebkraft des technischen Fortschritts wurde. In Aristoteles'

Lehre ist der Satz überliefert, dass Wissenschaft erst dort beginnt, wo der Zweck, der Nutzen zu Ende ist. Die Geringschätzung der Technik ist auch bei anderen Autoren überliefert. Sie erfordere manuelle Arbeit, die eines geistigen Menschen unwürdig sei und für die man Sklaven habe. Das Experimentieren, Voraussetzung für die Entwicklung der Technik auf wissenschaftlicher Grundlage, blieb bei den Alten im Keime stecken. Archimedes soll sich geweigert haben, ein Buch über seine praktischen Erfindungen zu schreiben.

Den Umbruch im Denken und damit den Anbruch der Neuzeit kann man kaum deutlicher aufzeigen als mit dem Titel eines Buches von Roger Bacon: «Scientia experimentalis.» Er erhob den Nutzen in den Rang einer geistigen Ordnung; die «utilitas» wird zum Kriterium der Wissenschaft überhaupt.

300 Jahre später gab Francis Bacon mit seinem bekannten Wort «Wissen ist Macht» das Signal zur wissenschaftlichen und industriellen Revolution. Die fanatischen Fortschrittsgläubigen, die sich und den kommenden Generationen aus der Beherrschung der Natur eine allgemeine Prosperität und ein Paradies auf Erden versprachen, sahen aber den Mephisto nicht, für den die Maxime «*fiat iustitia et pereat mundus*», Gerechtigkeit soll sein, und wenn die Welt darob zugrunde geht, nun lautet «*fiat scientia et pereat mundus*».

Prüfen wir das Wesen des okzidentalens Forschungsgeistes noch etwas tiefer. Jaspers, in einem Kapitel über die Grundcharaktere der Wissenschaft, gibt die folgende Definition: «Wissenschaft ist die *methodische* Erkenntnis, deren Inhalt *zwingend gewiss* und *allgemeingültig* ist.» Also: methodisches Bewusstsein in Gegenüberstellung zu unmethodischem Meinen und fraglosem Hinnehmen auf guten Glauben hin; zwingende Gewissheit im Gegensatz zur Überzeugung, die nur wahr ist zugleich mit dem Einsatz der Person, in der sie lebt; und schliesslich Allgemeingültigkeit in dem Sinne, dass sich wissenschaftliche Wahrheit faktisch überall hin, wo überhaupt wissenschaftlich gedacht wird, verbreitet. Jaspers entwirft ein Idealbild des ursprünglichen und unbedingten Wissenwollens. Er möchte den Sinn der Wissenschaft befreien von der Idee ihrer Nützlichkeit, und er hält Forschungsgeist und zweckhaften Erfindungsgeist für wesensverschieden. Die Technisierbarkeit ist für ihn nur ein Feld innerhalb viel umfassenderer Möglichkeiten.

Ob idealisiert oder in der Realität betrachtet (das heisst unter Einschluss immer möglicher Entartungen), steht für mich eines fest: Der Wissenschaft, als Ausdruck der Wahrheitssuche, eignet ein eminenter erzieherischer Wert. Wir treffen hier, ohne das Thema weiterverfolgen zu wollen, auf einen Kernpunkt der Diskussion über Universitätsreform: die Verbindung von Forschung und Lehre. Den technischen Wissenschaften im besonderen spreche ich einen nicht geringeren erzieherischen Wert zu als der Wissenschaft allgemein. Die «zwingende Gewissheit ihres Inhalts» bestätigt sich bei der Probe

aufs Exempel in der Technik. Das Apollo-Unternehmen der Amerikaner ist ein grandioses Exempel. Echte Wissenschaftlichkeit setzt strenge Objektivität voraus; sie kann nur gewonnen werden in geistiger Disziplinierung, die vom subjektiven Meinen absehen lehrt und den Sinn für sachliche Präzision und intellektuelle Sauberkeit aufschliesst. So betrachtet haben das Denkspiel der Geometrie und Mathematik, die analysierende Schau der Naturwissenschaften und der konstruierende Geist der technischen Wissenschaften allgemeinbildenden Charakter und sind damit in der Lage, den humanistischen Fächern erzieherische Aufgaben abzunehmen. Was Bismarck vom Latein sagte, lässt sich auch auf die Geometrie übertragen: Geometrie muss man nicht können, Geometrie muss man gekonnt haben.

Wissenschaft entspricht der Redlichkeit und erzeugt sie. Jaspers geht so weit zu sagen: «Es ist keine Wahrhaftigkeit möglich, die nicht wissenschaftliche Haltung und Denkungsart in sich aufgenommen hätte.» Echte Wissenschaftlichkeit ist eine Ausdruckform der Ethik. Ich will es mir nicht versagen, in diesem Zusammenhang einige Sätze aus einem Buche anzuführen, das zu heftiger Kritik Anlass gab: «*Man and his Future*», die gedruckte Wiedergabe eines in der Ciba Foundation in London 1963 diesem Thema gewidmeten Symposiums, wo auch grauenerregende Möglichkeiten der Menschenmanipulation durch genetische Experimente geschildert sind. Die Grundhaltung des Gesprächs erweist sich aus folgendem: «The deeper effect of science over the past three hundred years has been, not in the accumulation of true facts, but in making people aware that the very search for what is factually true is itself an ethical activity . . . Science has produced an ethic.»

Eine menschliche Gemeinschaft, die in nur achtjähriger Arbeit ein gewaltiges Unternehmen wie die Reise auf den Mond und zurück zustande bringt, legt ein leuchtendes Fähigkeitszeugnis ab: Fähigkeit zur Zusammenarbeit im grössten Stil, Zusammenarbeit von Hunderttausenden von Menschen in Behörden, Hochschulen und Industrien. Diese Leistung berechtigt zu grossen Erwartungen auf anderen Gebieten der menschlichen Gesellschaft.

Der homo faber hat uns nicht nur Unheil beschert. Auch er ist «ni ange ni bête». Wissenschaft und die daraus gewonnene Technik sind heute unentrinnbare Gegebenheiten, aus denen wir, wenn wir uns treu bleiben, nicht herauskommen können: Wir sind zum Fortschreiten – zum Fortschritt – verurteilt, denn der Verstand ist ebensowenig stillzulegen wie das Atmen.

Homo oeconomicus

Kapitalismus und moderner Forschungsgeist sind Zwillingsbrüder. Das kaufmännische Rechnungswesen entwickelte sich, parallel zur kalkulatorischen Denkart der aufkommenden «exakten» Naturwissenschaften, zur

Zeit der ersten Universitätsgründungen. Der Darstellung mathematischer Funktionen in einem Koordinatensystem im 14. Jahrhundert sind die Rechenbücher für das aufblühende Bankwesen zur Seite zu stellen. Für den täglichen Gebrauch des Kaufmanns bestimmt, wurden sie schon bald nach der Gutenberg-Bibel auch in gedruckter Form herausgegeben. Das sogenannte «Bamberger Rechenbuch» (1483) zitiert in der Vorrede aus dem 11. Kapitel der Weisheit von Salomo den Vers 21: «Aber du hast alles geordnet nach Mass, Zahl und Gewicht.» Der Autor gibt sich damit offensichtlich den Freipass für die rechnerische – materialistische – Erfassung der Welt und des Daseins.

Der Erwerbstrieb im Menschen hatte seinen banausischen, plebejischen Geschmack verloren, Kaufmannsstand und Bankwesen erhoben sich in patrizische Ränge, wurden zur Triebkraft und schliesslich, zusammen mit der Wissenschaft, zum Fundament der modernen Gesellschaft. Auf eine andere zeitlich parallel zu den Universitätsgründungen verlaufende Entwicklung, die des Zunftwesens, haben kürzlich in dieser Zeitschrift Karl Menzi und Georg Huber hingewiesen¹.

Die heutigen Auswüchse der Industrie- und Konsumgesellschaft sind bekannt (sie sind weniger gravierend als die Begleiterscheinungen in der Frühzeit des Kapitalismus und Kolonialismus): marktschreierische Wohlstandsirtschaft, unmässiges Profitstreben, Marktüberschwemmung mit rentablen Sinnlosigkeiten, «planned obsolescence», Monotonie der Massengüter etc. Trägt unser Wohlstand den Keim zum Welken bereits in sich, so wie in früheren Epochen der Menschheitsgeschichte proliferierende Üppigkeit jeweils die Dekadenz blühender Zivilisationen eingeleitet hat?

Der französische Soziologe Bertrand de Jouvenel unterscheidet Reichtum durch Eroberung, zum Beispiel durch militärische Macht, vom Reichtum durch andauernde Mehrung aufgrund steter Anstrengung zur Erhöhung des Produktionspotentials. Die Industriegesellschaft hat in ihren ersten Entwicklungsphasen zum Klassenkampf geführt. Der Unternehmer war Feudalherr, der Arbeiter nicht viel mehr als ein Leibeigener. Heute ist die soziale Stellung des Arbeiters nicht wesensverschieden vom Direktor: Er ist teilhaftig desselben sogenannten Komforts wie Auto, Fernsehen oder Konzertbesuch, und ein köstliches Gut besitzt er in reicherem Masse: Freizeit. Dies ist ein höchst bemerkenswerter Wandel im Fortgang der technisierten Welt, unmittelbare Folge der Industrialisierung. Wir sahen, dass in der griechisch-römischen Antike die industrielle Revolution ausbleiben musste, weil manuelles Arbeiten, Voraussetzung jeder experimentellen Forschung, nur sklavenwürdig war. Ein «Ethos der Arbeit» (Max Weber) gab es nicht. Das vom alten Hesiod überlieferte «Arbeiten ist keine Schande» blieb für zwei Jahrtausende nur gutgemeinter Dichterspruch. Menschen aller Stände einander näher gebracht zu haben, das ist eine Leistung der industriellen

Revolution; 1800 Jahre Christentum hatten es nicht in dieser Weise vermocht. Erst in der Industriegesellschaft wurden wir gezwungen, die Basis unserer Gesellschaftsmoral zu revidieren, zu verbessern.

Die Unternehmer von heute, die sogenannten «Manager», bilden die Klasse mit dem strengsten Arbeitsalltag, sie haben weniger von der «sittenverderbenden Musse» als die sogenannte «Arbeiterklasse». Es wird nicht üppige Wohllebigkeit einer dünnen Oberschicht sein wie beim Zerfall der früheren Kulturen, die die Spannkraft der Federn unserer abendländischen Zivilisation zum Erlahmen bringt, sondern weit eher das in breiteste Volkschichten ausgestreute Übermass an Freizeit und Musse. Denn der äussere Wohlstand, Zeichen eines durch die Industriegesellschaft gebrachten Fortschritts, bedeutet noch nicht einen Fortschritt im inneren Wohlbefinden.

Homo sapiens

Das entstandene grosse Gefälle zwischen homo industrius und homo sapiens zu überwinden, setzte sich in den USA nach dem zweiten Weltkrieg die sogenannte «Cultural lag»-Theorie zum Ziele, die Theorie vom Nachhinken des Kultur- und Sozialbereiches hinter dem Fortschritt der Technik. Diese Theorie krankt meines Erachtens von vornherein in der Idee, Folgen des Szi entismus durch abermals rein wissenschaftlich konzipierte Methoden kurieren zu wollen. Das Prinzip des «similia similibus curantur», wie es der Homöopathie zugrunde liegt, ist zwar nicht von vornherein als irrig abzulehnen, aber die «Cultural lag»-Theorie will mir doch vorkommen wie der Trick des Barons von Münchhausen, der sich am eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zieht.

Anderseits ist es nicht minder eine Illusion, die Wissenschafts- und Industriewelt zu negieren und zu rein humanistischen Idealen und Traditionen zurückkehren zu wollen. Das Zusammenspannen beider aber, des Humanisten und des Technikers, wird das Gefälle mit der Zeit überwinden. Wenn es irgendwo gilt, einen «gap» auszugleichen, einen «merger» anzustreben, wenn je eine Fusion wünschbar ist, so ist es jene zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen, deren Trennung ein neues Schisma heraufzubeschwören droht. Der Mensch denkt *und* fühlt, arbeitet *und* spielt, und er wird so bleiben, rational und irrational, mit zwei Seelen in der Brust.

Den Widerstreit zu meiden und mehr Harmonie im Einzelwesen wie im menschlichen Kollektiv aufzubauen, das ist Aufgabe der Erziehung. Die erste Zielsetzung bei der Wegsuche zur Überwindung der Krise heisst somit: dem materiellen Wohlstand das seelische Wohlbefinden durch einen gross angelegten Bildungs- und Erziehungsprozess beizuordnen. Es ist ein erfreulicher Aspekt, dass breiteste Volkskreise, die nun dank der industriellen Revolution über ein nie gekanntes Mass an Musse und Freiheit verfügen, im

Gründe sehr bildungshungrig sind. Sie werden bereit sein, ihre Zeit auch anderem als dem banalen Glück der Massenvergnügungen hinzuwenden. Könnten nicht die Soziologen diese Aufgabe in Angriff nehmen? Der Lebensablauf eines arbeitenden Menschen, vom ersten Schuljahr bis zum Rücktrittsalter, das heisst eine Spanne von fast 60 Jahren, wird sich doch bestimmt in einer Weise vollziehen lassen, dass zusätzlich zu den Ferien jedes Jahr einige Wochen für Erziehung zum Menschen mit guten Manieren, mit gesundem Menschenverstand und zur Vermittlung von Kulturwerten allgemein frei werden.

Eine zweite Zielsetzung betrifft die Umwelt des Menschen, den Garten Eden, der ihm zu bebauen und zu bewahren gegeben wurde. Er hat seinen Garten so intensiv bebaut, dass Teile ausgeplündert sind, andere überreicht ins Kraut schiessen und wieder andere vom Unkraut überwuchert und von Abfällen verdorben sind.

Wir beginnen erst, die Aufgaben in ihrer Tragweite zu erkennen. Ihre Lösung wird einen heute noch nicht geahnten Einsatz von Forschungstalenten und Aufwand an technischen Mitteln erfordern, über das Jahr 2000 hinaus. War die soziale Frage mit dem Klassenkampf das Problem des 19. Jahrhunderts und ist heute die Bildungsfrage – Stichwort «Schulreform» – unser Problem, so wird die Umweltfrage und damit vielleicht die Existenzfrage überhaupt das Problem des nächsten Jahrhunderts sein. Es wird heute falsch angepackt; nur mit dem Idealismus eines Samariters wird es uns nicht gelingen, der kranken Natur und hungernden Kreaturen in ihrem ungleichen Garten zu helfen. Alle Menschen müssen mittun: der Forscher, der Techniker, der Bankier, der Kaufmann, der Pfarrer, der Politiker, der Staatsbeamte, und nicht zuletzt der Industrielle.

Am Apollo-Programm haben 20000 Vertragsfirmen, 300000 Mathematiker, Physiker, Ingenieure, Techniker und Arbeiter mitgewirkt. Allein die Kommandokapsel besteht aus 2 Millionen Einzelteilen, hergestellt von den verschiedensten Industrien. Das Grossprojekt «Pflege unseres Gartens» wird den unermüdlichen homo faber noch viel mehr in Atem halten, vorausgesetzt, dass er es realistisch in Angriff nimmt, und realistisch heisst: aufbauend auf der menschlichen Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, wie sie war und immer sein wird, «ni ange ni bête». Die Erfolgschancen zur Lösung grosser Aufgaben ist gering, wenn sie auf purem Altruismus, ohne die Triebfeder des Erwerbssinnes, basieren. Wie die Eroberung des Mondes wird der Kampf gegen ergebundene Missstände nur gut ausgehen, wenn wir es verstehen, das Element des wirtschaftlichen Ertrages einzubeziehen. Und vergessen wir nicht: der dem Menschen eingeborene Macht- und Eroberungstrieb kann sich, auf diese Weise, in gutartiger Form statt als bösartige Aggressionslust austoben. Technik als benigne Äusserung der libido dominandi.

Die Vision des Wissenschaftlers von der Eroberung des Mondes wurde Realität, als sie von Praktikern der Politik aufgegriffen wurde. Visionen für die Lösung irdischer Probleme werden nicht fehlen, wenn sich Wissenschaftler und Techniker ihrer annehmen, und sie werden die grossen Staatsmänner in ihren Bann ziehen. Zur Realisierung werden diese das grosse Potential und die Schwungkraft des industriellen Unternehmertums einbeziehen müssen. Die Politiker haben sich bereits ans Werk gemacht. Um ein Beispiel aus dem Lande des Apollo-Projektes zu nehmen: Am 29. Mai 1969 hat Präsident Nixon einen «Environment Quality Council» geschaffen, dessen Vorsitz er selbst führt. «We have become victims of our own technological genius», sagte er; «we will encourage scientific developments which will help us protect our resources.» Die Industrie ist bereits auf den Plan getreten. Grosse amerikanische Unternehmen der Chemie zum Beispiel gründen neue, dem «environment control» gewidmete Gesellschaften.

Der Gedanke, das unternehmerische Potential für die grossen Zukunftsaufgaben heranzuziehen, findet sich übrigens schon früher ausgesprochen, und zwar auf dem Gebiet des Erziehungswesens, das wir an erster Stelle auf dem Wege zur Überwindung der Weltkrise nannten. Die wichtigsten Ziele für die Gesellschaft, so erklärte der Präsident der amerikanischen National Academy of Sciences vor einigen Jahren, werden sich in dieser Reihenfolge stellen: Stadtplanung und Schutz der Umgebung, Ausbildungswesen, Welternährungsproblem und erst an vierter Stelle Verteidigung. In einem Kommentar heisst es: «Die meisten dieser Arbeiten sind im kommerziellen Sinne eigentlich nicht rentabel», wobei allerdings der Zusatz folgt, dass in Einzelbereichen, wie zum Beispiel der Entwicklung neuer Techniken im Unterricht, grosse neue Industriezweige entstehen könnten.

Im gleichen Jahr 1969 feierte man den 200. Geburtstag eines Kriegsfürsten, Napoleon, und den 500. eines Friedensapostels, Erasmus. «Der Mensch», sagte Erasmus, «kommt nicht als Mensch zur Welt; er wird es.» Wir sind noch stets im Wachsen.

¹ «Universität und Gesellschaft», Schweizer Monatshefte Bd. 49, S. 564-568.